

---

Alex Voorhoeve, *Conversations on Ethics*, Oxford: Oxford University Press 2009, X + 259 S., ISBN 978-0-19-921537-9.

*The philosophical interest is where the trouble is* – die Befürchtung, aus diesem Bonmot von Philippa Foot würde folgen, dass auch die Beschäftigung mit philosophischen Fragen stets schwierig und anstrengend sein müsse, widerlegt die Lektüre des vorliegenden Buches aufs Schönste. Der englisch-

sprachige Band mit einer Sammlung von elf Interviews, die der Londoner Philosoph Alex Voorhoeve im Zeitraum von 2000 bis 2006 mit namhaften wissenschaftlichen Denkern der Gegenwart geführt hat, widmet sich elementaren Kernfragen der Ethik. Als Ausgangsmotivation für das Buch nennt Voor-

hoeve in der Einleitung drei Ungereimtheiten, mit denen jedes ethische Nachdenken über den Status der Moral und moralischen Handelns konfrontiert ist: 1. Welchen Stellenwert hat die Alltagsmoral und wie lassen sich intuitive Urteile rechtfertigen? 2. Inwiefern sind moralische Urteile objektiv bzw. universal gültig? Und 3. Wie ist abzuwägen, wenn Handlungsgründe, die uns die moralischen Überlegungen aufgeben, mit Gründen anderer Couleur (etwa Forderungen der Liebe, Forderungen der Klugheit) kollidieren? Orientiert an diesen Leitfragen und angelehnt an die Methodik der sokratischen Dialoge, kommen Voorhoeves Gesprächspartner in der für philosophische Fachpublikationen durchaus ungewohnten Frage-Antwort-Form zu Wort, was die Lektüre durchaus zu einem rechten Vergnügen macht. So werden die meisten Gespräche nicht nur mit Anmerkungen zu den Umständen der Unterhaltung eingeleitet. Neben den theoretischen Erläuterungen finden sich zudem auch biographische Auskünfte, persönliche Bemerkungen und Anekdoten, die durchaus aufschlussreiche Hinweise auf die Hintergründe des jeweiligen ethischen Standpunktes enthalten – wie etwa Erinnerungen von Philippa Foot an ihre Lehrer Wittgenstein und Anscombe oder Bernard Williams' Spitzen gegen den Philosophiestil in Oxford – was die Lektüre lebendig und auch für Kenner anregend macht.

Einen Schwerpunkt der *Gespräche über Ethik* bildet die Frage nach dem Zusammenhang von moralischen Intuitionen und vernunftgeleiteter Begründbarkeit ethischer Urteile. Die Philosophin Frances Kamm nimmt in ihrer ethischen Theorie unsere intuitiven moralischen Urteile ernst. Kamm geht methodisch zunächst einmal davon aus, dass unsere *common sense* Moralurteile nicht ohne Grund entstanden sind und dass sie daher zunächst einmal ernst zu nehmen sind. Allerdings geht sie nicht so weit, absolute Legitimität für jegliche intuitiven Moralurteile einzufordern, da es durchaus möglich (und nicht selten) ist, dass moralische Intuitionen in der Gesamtsicht ein inkonsistentes Bündel an Normen ergeben (21). Bezüglich der Frage, ob moralische Intuitionen Ergebnis der Vernunft oder vielmehr angeborene Instinkte sind, bleibt Kamm allerdings unbestimmt (27f.). Für den Philosophen und Utilitaristen Peter Singer sind moralische Intuitionen nicht schon dadurch legitimiert, dass sie – empirisch belegbar – zum Erhalt der bestehenden gesellschaftlichen Strukturen beitragen. Vielmehr müssen Intuitionen für Singer auch den Test des „*impartial point of view*“ (47) bestehen. Eine dritte, vermittelnde Position nimmt der Psychologe und Nobelpreisträger Daniel Kahneman ein:

für ihn weisen Intuitionen eine gewisse Plastizität auf, so dass sie durch Reflexion und Erziehung beeinfluss- und veränderbar sind. Allerdings trifft dies nicht auf alle Intuitionen zu, da manche sich als zu widerstandsfähig erweisen können, um in irgendeiner Weise beeinflusst werden zu können (78). Daraus folgert Kahneman, dass es Emotionen bzw. Gefühle gibt, die handlungsmotivierend sind, vom Individuum aber auch abgelehnt werden können.

Mit Versuchen, aristotelische Konzepte des Guten und des guten Lebens für eine zeitgemäße Ethik wiederzubeleben, beschäftigen sich die Gespräche mit der Tugendethikerin Philippa Foot und dem Kommunitaristen Alasdair MacIntyre, die beide als Vertreter einer traditionsbezogenen Utilitarismus- und Liberalismuskritik zu den bedeutendsten Moralphilosopen der Gegenwart zu rechnen sind. Foot macht – u. a. durch ihrerseitige Rückfragen an Voorhoeve – vor allem ihren Grundgedanken der „*natural goodness*“ (107) stark und hebt mit Verweis auf Thomas von Aquin die Vorzüge einer Ethik-Konzeption hervor, die auf dem Tugend- bzw. Laster-Begriff basiert und so der Idee von Objektivität moralischen Urteilens gerecht zu werden verspricht (94). Ähnlich beruft sich MacIntyre auf zentrale Begriffe der Ethik und Handlungstheorie bei Aristoteles und vertritt die Auffassung des bestimmten Praxisformen wesentlich zugehörigen Guten, dessen Erreichen jedes menschliche Leben erstrebenswert macht („*Goods internal to particular activities*“, 119). Mit einem kritischen Blick auf Kant und Rawls betont er dabei die Bedeutung sozialer Beziehungen und der fundamentalen Abhängig- und Bedürftigkeit des Menschen bezüglich ethischen Urteilens und Handelns, was für ihn eine unbedingte Verpflichtung zu Sorge und Geborgenheit („*unconditional commitment to caring*“, 116) sowie die Unverzichtbarkeit des oft ignorierten Wertes der Großmut oder Generosität („*generosity*“) ergibt.

Ken Binmore, der sich viel mit Spieltheorien und (ökonomischen) Verhandlungsstrategien beschäftigt hat, geht der Frage nach, inwiefern die dem Menschen angeborene basale Gerechtigkeitsempfindung zu einem koordinierten, abgestimmten Miteinander-Handeln beiträgt. Binmore vertritt die These, dass all unser menschliches Handeln primär nutzenorientiert erfolgt: Was wir tun, ist letztendlich an unseren originären Interessen ausgerichtet. Handeln aus „Fairness“-Gründen ist daher nicht als moralisch nobel und lobenswert herauszuheben, da es auf egoistischen Motiven beruhte. Eine ähnliche Position wie Binmore verficht auch der Philosoph Allan Gibbard: Rücksichtnahme und

Respekt vor anderen ist darauf zurückzuführen, dass Menschen dieser Einstellungen und Dispositionen bedürfen, damit überhaupt koordinierte Zusammenarbeit stattfinden konnte. Allerdings leitet Gibbard aus dieser Grundprämisse nicht die gleichen, Altruismus verneinenden Schlüsse ab wie Binmore. Vielmehr geht Gibbard davon aus, dass zum einen aus dieser Notwendigkeit des funktionierenden Zusammen-Agierens strafende moralische Gefühle wie Rache oder Empörung hervorgegangen sind. Zum anderen sind die Menschen darauf angewiesen, weitgehend einheitliche moralische Normen zu teilen, um die Organisation ihres Zusammenlebens sicherzustellen. Gibbard leitet somit aus dem Bedürfnis, mit den anderen friedlich zu kooperieren, die Forderung nach universalen Moralmaßstäben ab, die wiederum nur über ethische Diskussionen erzielt werden können. Wir bedürfen universal akzeptierter und geltender Morallnormen, damit das soziale Leben gelingen kann. Verärgert sein („anger“) oder sich schuldig fühlen („guilt“) sind nach Gibbard Garanten dafür, dass wir uns an die moralisch vereinbarten Normen halten (169).

Einer der wichtigsten Vertreter einer kontraktualistischen Ethik ist der frühere Mathematiker und Rawls-Schüler *Thomas Scanlon*, der in dem Gespräch mit Voorhoeve den Grundgedanken seiner Moralbegründung erläutert. *Was wir uns gegenseitig schulden* (so der Titel von Scanlons berühmtem Buch), ist die Berücksichtigung von Prinzipien, die niemand vernünftigerweise zurückweisen kann (181). Diese schwächere Wendung des kantischen kategorischen Imperativs bezieht sich auf eine für Scanlon fundamentale menschliche Fähigkeit, die gleichzeitig die Praktikabilität des vertragstheoretischen Modells garantieren soll: Gründe und Rechtfertigungen bewerten zu können (188). Mit *Bernard Williams* stellt Voorhoeve im daran anschließenden Kapitel eine Position dar, die sich nicht nur kritisch zum Kontraktualismus, sondern auch grundsätzlich skeptisch gegenüber dem „Projekt der Ethik“ positioniert. Moralisches Handeln auf einen Nenner, eine basale Motivationsquelle, zurückzuführen, ist für Williams der falsche Ansatz. Viel mehr verspricht er sich – in guter (sprach)analytischer Tradition – von einer begrifflichen Klärung der inferentiellen Zusammenhänge der verschiedenen Ideen, die von zentraler Bedeutung für das menschliche Leben sind, wobei die historische Dimension eine wichtige Rolle spielt (199).

Der letzte Interview-Schwerpunkt „Love and Morality“ beschäftigt sich mit den unterschiedlichen ethisch relevanten Forderungen, die Moral

und Liebe stellen. Zwei Autoren, die elementare Überlegungen zu einer Philosophie der Liebe beigetragen haben, kommen hier zu Wort: die beiden amerikanischen Philosophen *Harry G. Frankfurt* und *J. David Velleman*. Nach Ansicht von Frankfurt gibt die Liebe die Antwort auf die zentrale Frage, wie wir leben sollen. Liebe verstanden als eine Form des Sorgens gibt Personen Gründe vor, nach denen sie ihr Handeln ausrichten. Sie bejahren gleichzeitig aus vollem Herzen („wholehearted“) diese Handlungsgründe in einer reflexiven Stellungnahme. Dieser Position hält Velleman entgegen, zu subjektivistisch konzipiert zu sein. Für ihn ist die Liebesdisposition gerade dadurch gekennzeichnet, dass eine Person eine andere als *Person* anerkennt und ihr Respekt und Achtung entgegenbringt. Während für Frankfurt die Forderungen der Moral den Forderungen der Liebe entgegenstehen, weist Velleman auf die mögliche Ähnlichkeit beider Forderungstypen hin. Seiner Ansicht nach erkennt sowohl der Liebende als auch der moralisch Handelnde den Wert anderer Personen an. Dieses „*appraisal*“ von Wert trifft sowohl für die Liebe als auch für die Moral zu. Velleman gibt also eine Antwort auf die schon in Platons Eu- thyphron-Dialog gestellte Frage: (a) Liebt bzw. achtet man eine andere Person, weil sie einen Wert als Person besitzt, oder (b) erhält sie erst dadurch einen Wert, weil ihr Achtung und Liebe entgegengebracht werden? Während Velleman Variante (a) bevorzugt, vertritt Frankfurt die wertzuschreibende Position (b). Frankfurt macht darauf aufmerksam, dass die Frage, welche Sorgen man sich zu eigen machen sollte, immer schon voraussetzt, dass man sich um etwas sorgt (227). Ohne einen solchen Grundstock an Sorge-Dispositionen ist ein vernünftiges Nachdenken, wie man leben soll, nicht möglich, denn, so Frankfurt, eine Person „cannot create his values *ex nihilo*“ (227).

Insgesamt ist ein gut zu lesender Interviewband entstanden, der nicht nur ein gelungener Einstieg in die Beschäftigung mit grundlegenden ethischen Fragen ist, sondern darüberhinaus zur tiefergehenden Auseinandersetzung mit den theoretischen Positionen der vorgestellten Wissenschaftler anregt. Lebendigkeit und Dynamik erhalten die Interviews dadurch, dass Voorhoeve Bezüge und Querverweise zwischen den einzelnen Gesprächen herstellt, wenn er etwa Daniel Kahneman mit Frances Kamms moralphilosophischem Ansatz konfrontiert oder Bernard Williams zum einige Seiten vorher ausgeführten Kontraktualismus von Thomas Scanlon fragt. Dabei geht es weniger um lexikalische Begriffsklärungen als vielmehr um die kompakt-pointierte Hinterfragung der Denk- und Argumen-

tationsweise des Interviewpartners. Es überrascht daher nicht, dass der Leser dadurch einen ungetrübten Blick auf die Persönlichkeit hinter dem wissenschaftlichen Konzept erhält. Dass die *Conversations on Ethics* dabei selbstverständlich nicht die Dichte und Vollständigkeit einer Monographie

erreichen können, wird durch die Lebendigkeit und Persönlichkeit der Gespräche mehr als aufgewogen.

*Uta Bittner / Tobias Eichinger (Freiburg)*

*uta.bittner@gmx.de*

*eichinger@egm.uni-freiburg.de*